

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930**

201 (30.8.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 35

## Der Leidensweg eines Dichters

Von Will Scheller

„Gang ist die Kunst, kurz das Leben.“  
Baudelaire.

Ist das Wort „Leidensweg“ nicht bereits eine Überfüllung des Ausdrucks, eine Tautologie, wenn es sich um den Lebensweg eines Dichters handelt? Ist nicht jedes dichterische Leben ein Leiden am Leben, und wirkt es dann nicht etwas überflüssig, wenn die Biographie eines französischen Dichters den Titel „La vie douloureuse de Charles Baudelaire“ trägt — zumindest in der deutschen Übertragung, die „Der Leidensweg des Dichters Baudelaire“ genannt worden (und bei Ernst Rowohlt in Berlin erschienen) ist?

Es muß hierauf geantwortet werden, daß dieser an sich berechtigte Einwand im vorliegenden Falle keinen Anspruch auf Geltung hat. Denn das Leben, um dessen Darstellung es sich im vorliegenden Falle handelt, war ein besonders leidvolles Leben, und in die kurze Spanne seiner Jahre hat das Schicksal, grausam genug, mehr an Bitternis hineingepreßt, als selbst in einem Dasein von biblischen Altersgrenzen als erträglich bezeichnet werden dürfte. Ausgespannt zwischen den Polen eines dämonischen Schreckens vor dem Leben und eines ekstatischen Willens zum Leben trieb das Herz dieses Dichters in der dunklen Flut eines Geschehens, das es um so furchtbarer besudeln mußte, je glühender in ihm die Sehnsucht nach Reinheit zur Entwicklung kam.

Es ist das auszeichnende Verdienst von François Porché, daß er in seinem die bisherigen Ergebnisse der Baudelaire-Forschung zusammenfassenden, die Teilnahme auch des literarisch ahnungslosen Lesers unzweifelhaft fesselnden Buch den vernichtenden Dualismus im Dasein dieses Dichters mit einer vor keinem, wenn auch noch so trübten Bild zurückstreichenden Deutlichkeit ausgemalt hat. Denn dieser Dualismus, der sich von der Problematik der Sinnlichkeit bis in die Regionen des Überfinitlichen erstreckt, diese unglückselige Veranlagung, die einen nach äußerster Sauberkeit der Lebensführung strebenden Menschen zum Vaster, einen strenggläubigen Katholiken zur Sünde trieb, sie ist es, die das Leben Baudelaire's einem frühen Tode zugeführt und das Werk dieses Lebens für alle Zeiten mit dem Zwieltlichtschimmer der Melancholie umgeben hat.

„Diese Biographie“, sagt der Verfasser, „hat keinen anderen Zweck, als den ganzen Menschen in voller Wahrigkeit mit allen Seiten, mit seinen großen Eigenschaften und mit seinen Fehlern zu zeichnen.“ Das besagt aber, daß die Ursachen gezeigt werden, die notwendig zu jenen Folgen führten, an denen das Leben dieses Dichters zumindest in bürgerlichem Sinne gescheitert ist. Denn wenn auch schließlich das Leben eines jeden Dichters als ein im bürgerlichen Sinne „entgleistes“ betrachtet werden muß — im Falle Baudelaire's war diese Tatfache mit einer Summe von Leiden verknüpft, die über das Maß dessen hinausgingen, was der Dichter gemeinhin, sobald er sich einmal für seinen Beruf entschieden hat, auf sich nehmen muß.

Da ist also zunächst das Bild einer Jugend, gekennzeichnet durch jene Frühreife, die von Gleichaltrigen und Erwachsenen als Überpantheit bezeichnet zu werden, in Wahrheit aber ein Vorklang schwerer Schicksale zu sein pflegt — bestimmt hier durch die Ehe zwischen einem sechzigjährigen, geistig hochstehenden Manne, der im sechsten Lebensjahr des Sohnes starb, mit einer vierund-

dreißig Jahre jüngeren Frau, einer anmutigen, aber oberflächlichen, an bürgerliche Vorurteile gebundenen Mutter, deren Schwächen ihrem einzigen Kinde gegenüber so groß waren, daß sie dieses Kind einfach nicht verstand und es, statt ihm den einzigen Weg, den es gehen konnte, zu erleichtern, diesen Weg nur geben ließ, weil ihr die Kraft fehlte, es einen andern, der in ihrem Sinne sicherer gewesen wäre, zuzuführen. Sie heiratete nach dem Tode ihres Mannes einen Offizier von hohem Rang, der natürlich noch weniger Verständnis für den extravaganten Stiefsohn hatte als die eigne Mutter, und so verläßt Baudelaire, der den zweiten Ehestand der Mutter nie verwunden hat, das Elternhaus, um, wie er hofft, als Sieger heimkehren zu können, von frühem Ruhm gekrönt. Aber wie sagt er doch in seinem „Albatros“?

Der Dichter ist wie jener Fürst der Wolke:  
Er haust im Sturm, er lacht dem Vogenstrang.  
Doch hindern drunten zwischen frechem Volke  
Die riesenhaften Flügel ihn am Gang.

Ja, das war seine Lebenserfahrung bis an den Tod: er konnte nicht in einer Welt wohlbedachten Nutzenverbes wandeln, da ihn ein zäher Wille zu sich selbst nötigte, nach den unerblickbaren Jolen aufzuschauen, denen er sein Unsterbliches verpflichtet fühlte. Dabei ging denn sein Sterbliches vor die Hunde. Pläne, die irgendwelche praktische Auswertung seines Talents betrafen, Paktierung mit dem Theater, Gründung von Zeitschriften, Abfassung von Romanen — nichts gelang — weil das Werk, um dessen willen er da war, das lyrische Werk zumal, wachsen mußte, die „Blumen des Bösen“, die „Gedichte in Prosa“, die wunderbaren Essays über Angelegenheiten der Kunst und der Dichtung und, last not least, die Einführung seines geistigen Bruders Edgar Allan Poe auf dem europäischen Kontinent.

Eben um der Vollendung dieses schöpferischen Tuns willen war es vielleicht unerlässlich, daß Baudelaire unsterblich sein mußte bis zum letzten Tag, daß er, dem die Eigenart seines Vaters etwas vom Grandseigneur mitgegeben hatte, von Kläubigern und Wucherern verfolgt wurde, daß er, ein Liebhaber schöner Dinge, kein ruhiges, seinem empfindsamen Geschmack entsprechendes Heim sein eigen nennen durfte und auch dort, wo eine Frau ihn hätte von seinem Glend erlösen können, zwischen Himmel und Hölle hin und her taumelte. Vom höchsten Aufschwung zu den reinen Räumen jenseits der Sterne, aus deren Glanz ihm die blonde Höhe einer Madame Sabatier als liches Symbol erlebter Liebe winkt, bis zum Abstieg in die tiefen, blutigen Finsternisse der Verwesung, wo sich ihm die braune, bis ans Ende geliebte Jeanne Duval in der Gestalt eines exotischen Vampyr's offenbart — nichts ist ihm fremd geblieben auf diesem weiten Wege eines Lebens zwischen den Jahren 1821 und 1867, Verwicklungen nicht und Qualen nicht; aber alles, was er mit den schöpferischen Organen seiner Seele erlebte, hat er durch das unbedingte, so wache wie traumfichere Gefühl für die dichterische Form in sprachlicher Schönheit von unerhörter Leuchtkraft gestaltet.

„Wie ein gedrungener Quaderbau“, sagt Arthur Holtscher in dem einzigen Buch, das in deutscher Sprache über Baudelaire verfaßt worden ist, „mutet das Buch der Fleurs an, von der Kraft des Lebens, das ihn aufrichtete, darf kein Quentchen als vergeudet erscheinen.“ Diese glänzendste Schöpfung der französischen Lyrik hat Stefan George für Deutschland umgedichtet in einer Weise, von der Holtscher mit Recht sagt, daß durch sie „der deutschen

Dichtung einer ihrer köstlichsten Schätze geschenkt worden“ ist. Wenn aber schon einmal von den deutschen Schrittmachern Baudelaire's die Rede ist, dürfen zwei Männer nicht vergessen werden, denen auf diesem Gebiet ebenfalls große Verdienste zuzurechnen sind: Max Bruns, der das Gesamtwerk Baudelaire's in eigener Überlegung mit umfanglichem Kommentar in würdiger Form veröffentlichte, und Erich Oesterheld, der die Tagebücher des Dichters mit soviel menschlichem wie geistigem Verständnis und eine Sammlung unterdrückter Gedichte deutsch herausgab.

Wie bei äußerer Unordnung des Lebens eine innere Ordnung des Schaffens gewahrt wird, wie aus menschlichem Niedergang ein geistiger Aufstieg sich löst — das ist das Thema des Lebens, das Charles Baudelaire gelebt hat, von Schmerzen durchschüttelt, und das ist das Thema des Buches, das François Porché über ihn geschrieben hat, nicht zwar als kritische Würdigung, wie er ausdrücklich betont, wohl aber mit einem seltenen Begreifen des dichterischen Mystierums und mit einer Sachlichkeit in allen äußeren Dingen, die in ihrer Wirkung höchstens noch durch die innere Wärme übertroffen wird, die das (übrigens erstklassig illustrierte) Werk auszeichnet.

## Verdoppelung der Ernterträge

Von Privatdozent Dr. Arland, Landwirtschaftliches Institut der Universität Leipzig.

„Wenn ich einen Mann hätte, der statt einer zwei Ähren erzeuget, ich würde ihn dem ausgezeichnetsten Staatsmanne und größtem Feldherrn vorziehen.“  
Friedrich der Große.

Kaum ein anderes Wort spiegelt so recht die Unzufriedenheit unserer Vorfahren mit der damaligen Höhe der Ernterträge wieder, wie dieser Ausspruch Friedrichs des Großen. Sicher waren für jene Zeit alle Möglichkeiten, zu höheren Ernten zu gelangen, erschöpft, denn sonst würde sich der genannte Herrscher nicht zu einem derartigen Ausspruch vertriegen haben. Soweit wir an der Hand von Unterlagen unterrichtet sind, befreiten sich noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts die Durchschnittserträge z. B. an Hafer auf rund 17 Doppelzentner je ha. Vergleichen wir sie mit den heutigen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß die Erträge etwa verzweifacht werden müßten, um die Höhe der unsrigen zu erreichen. Die Sehnsucht Friedrichs des Großen ist also bereits erfüllt worden. War es nun ein glücklicher Zufall, der plötzlich zu höheren Ernten führte, oder handelt es sich hier um eine allmähliche Entwicklung, welche auch uns noch weitere Ertragssteigerungen erhoffen läßt?

Wenn wir die Pflanzenkunde aus früheren Zeiten betrachten und die älteren geschichtlichen Werke näher studieren, so finden wir, daß unsere heutigen Kulturpflanzen auf ungleich höherer Entwicklungsstufe stehen als die früheren. Die Verschiedenheiten laufen allerdings nicht auf alleinige Gestaltsabweichungen hinaus, die ohne weiteres ins Auge fallen, sondern erstrecken sich hauptsächlich auf das Ausmaß gewisser Merkmale und insbesondere auf die Ertragsfähigkeit. Bei allen jenen Arten, deren Nutzungen auf dem Samen ertrage beruht, vor allem aber beim Getreide, sind es die Samenförner, die eine Abweichung in Größe und Masse gegen früher erfahren haben.

In den Ähren des Fahrdammes werden Glasplatten eingelassen, unter denen sich eine Photo-Zelle befindet. Nähert sich ein Auto der Straßenkreuzung, so muß es über eine dieser Glasplatten hinwegfahren. Dadurch verdunkelt sich diese für einen Augenblick. Die Photo-Zelle, dieses so empfindliche „elektrische Auge“, bekommt weniger Licht.

Der durch die Zelle hindurchfließende elektrische Strom wird abgeschwächt. Dadurch wird selbsttätig ein Schalter umgestellt, der für die kreuzenden Straßen rotes Licht einschaltet. Der Verkehr regelt sich also durch Fernwirkung, durch einfache kurze Verdunkelung der Photo-Zelle ganz von selbst. In ähnlicher Weise hat man aber auch bereits das Mikrophon, hat man das „elektrische Ohr“ zur selbsttätigen Verkehrsregelung ausgenutzt. Die Anordnung ist ähnlich. Nähert sich das Auto, das kreuzen will, so gibt es ein Signal. Die Hupe ist auf eine bestimmte Tonhöhe eingestellt. Am Straßenrande steht ein Mikrophon, das auf den aus der Hupe erklingenden Ton anspricht und nach der kreuzenden Straße zu rotes Licht einschaltet. Gleichzeitig erscheint nach der Richtung, aus der der Supanton kommt, grünes Licht. Also auch hier eine Wirkung aus der Ferne und in die Ferne. Der aus einiger Entfernung abgegebene Supanton sorgt für Sicherheit. Von besonderer Wichtigkeit dürften die Fernwirkungen für die Sicherung des Schiffs- und Flugverkehrs werden. Vor den Häfen befinden sich Leuchtböjen, die bei Dunkelheit entzündet werden. Sie weisen dem Schiff den Weg. Nun fällt aber, z. B. bei Gewittern, die Dunkelheit oft gang

## Fernwirkungen\*

Von Dr. Albert Neuburger

Bei den sogenannten „Fernwirkungen“ handelt es sich darum, auf weite Entfernung hin starke mechanische Wirkungen auszuüben, also eine Übertragung von Kraft durchzuführen. Nehmen wir an, irgendwo stünde ein Elektrizitätswerk, das Kraft erzeugt. Mit dieser Kraft beleuchten wir unsere Wohnungen, betreiben wir unsere Straßenbahnen und Eisenbahnen, mit dieser Kraft heizen wir die Motoren unserer Maschinen. Aber vom Kraftwerk führt zu unsern Lampen, zu unsern Straßen- und Eisenbahnen, zu unsern Maschinen kein Draht. Die Kraft wird ohne jedes verbindende Hilfsmittel übertragen, sie kann überall gewissermaßen aus der Luft, aus dem Äther entnommen werden. Damit wäre dann eins der großen Ziele verwirklicht, die sich die Technik dieses Gebietes gesteckt hat.

Werden sich diese Ziele erreichen lassen? Hoffnungsvolle Anfänge sind vorhanden. Mancherlei ist bereits geglückt, in

\* Dieser Beitrag ist ein Auszug aus einem gleichnamigen Artikel in der Juniarausgabe von „Westermanns Monatsheften“. Dr. Neuburger gibt dort neben einem Rückblick auf die technischen Vorstufen der Fernwirkungen noch eine Reihe weiterer interessanter Beispiele von Anwendungsmöglichkeiten dieser neuen wichtigen Erzeugungsmittel unserer Technik. Westermanns Monatshefte sind auch ihres übrigen reichen Inhalts und des prächtigen Bilder Schmucks wegen sehr zu empfehlen. (Preis des Heftes 2 M.)

geradezu überraschender Weise durchgeführt worden. Daß es möglich wurde, ist vor allem der sinnvollen Ausnutzung einer kleinen eigenartigen Einrichtung zu verdanken, der „Photo-Zelle“ oder „photo-elektrischen Zelle“, die man mit einem treffenden Ausdruck als das „elektrische Auge“ bezeichnet hat. Es handelt sich um ein kleines, besonders ausgestaltetes Glasgefäß, das die Eigenschaft besitzt, Licht in Elektrizität umzuwandeln. Das „elektrische Auge“ stellt also ein Seitenstück zum Mikrophon, zum „elektrischen Ohr“, dar. Das in unserm Fernsprecher eingebaute und im Mundfunk benutzte Mikrophon nimmt wie ein menschliches Ohr die Schallwellen auf. Es leistet aber noch mehr: es wandelt sie in elektrische Ströme entsprechender Stärke um. Ebenso wird die Photo-Zelle ähnlich unserm Auge durch das Licht beeinflusst. Sie verandelt Licht in elektrische Ströme, deren Stärke der Stärke des Lichtes entspricht. Also: starkes Licht — starke Ströme; schwaches Licht — schwache Ströme.

Damit lassen sich mancherlei Fernwirkungen erzielen. An den Ecken unserer Hauptverkehrsstraßen steht der Verkehrs-polizist und regelt den Verkehr. Oder es hängen hier über der Straßenkreuzung farbige Lampen, die als Signale für die Verkehrsmittel dienen. In entlegeneren Straßen lohnt es sich nicht, Verkehrs-polizisten aufzustellen oder ununterbrochen Lichtsignale in Tätigkeit zu setzen. Aber auch hier kommen Zusammenstöße vor. Sie lassen sich durch Fernwirkung, durch die Ausnutzung der Photo-Zelle, vermeiden.

Alle im Laufe der Jahre ergriffenen Maßnahmen erstreckten sich also ausschließlich auf Steigerung der Erträge an wertvoller Masse, was durch die gewaltigen Fortschritte auf den Gebieten der Düngung, Bodenbearbeitung, Züchtung und Pflege erreicht wurde.

Nach und nach wurde also das Ziel erreicht, das Friedrich dem Großen vor Augen schwebte. Wie wird sich nun aber die Zukunft gestalten? Kann man auf den heutigen Verhältnissen fußend den Ausspruch Friedrichs des Großen von neuem tun oder sind wir auf dem Höhepunkt der Entwicklung angekommen? Die Antwort lautet: bei weitem nicht! Alle Maßnahmen der früheren Jahre erstreckten sich ja ausschließlich auf Steigerung der Erträge an wertvoller Masse, während wir in neuester Zeit die Sicherstellung der Erträge ins Auge fassen, ein Unternehmen, das praktisch von der größten Bedeutung ist. Denn was nützen uns in manchen Jahren erzielte Höchstserträge, wenn man gewärtig sein muß, daß im nächsten Jahre mit einem vollkommenen Versagen, einer völligen Mißernte zu rechnen ist? Eine solche kann eintreten, wenn z. B. in manchen Jahren eine große Anfälligkeit gegenüber Krankheiten und Beschädigungen der Kulturpflanzen festzustellen ist. Eine von Natur noch so ertragreiche, aber gewissen Pilzen oder tierischen Schädlingen gegenüber wenig gefeierte Sorte pflügt im Durchschnitt der Jahre von einer immensen und an sich ertragsärmeren erheblich übertroffen zu werden, oder man erreicht in manchen Jahren wegen einer zu starken Neigung zum Lagern kaum einen Ertrag. Was nützt dann die Möglichkeit, hohe Erträge hervorzubringen? Eine halmfeste, nicht leicht lagernde Sorte kann an sich ertragsärmer sein, aber dadurch, daß die Pflanzen der halmfesten Sorte aufrecht stehen bleiben, während sich die der halmlosen frühzeitig niederlegen und verderben, wird allein durch die vorhandene Halmfestigkeit auch bei an sich geringeren Erträgen im Durchschnitt der Jahre ein höherer Ertrag erzielt. Das gleiche gilt für das Überwintern der Herbstaussaaten, das bei manchen Kulturpflanzen noch viel zu wünschen übrig läßt, und für die vielfach noch ganz unzureichende Widerstandsfähigkeit gegen Dürre. Daß das angeordnete Ziel der Sicherstellung der Erträge und damit das der Erhöhung des Ertragsdurchschnitts zu erreichen ist, beweisen die in manchen Fällen bereits erzielten Erfolge. Aber noch ist schwere Arbeit zu leisten. Jedenfalls steht aber fest, daß durch züchterische Verbesserung unserer wichtigsten Arten sich noch große Werte gewinnen lassen, die jetzt noch im Schoße der Natur unbewußt schlummern. Welche große Bedeutung das für die Volksernährung hätte, bedarf keiner näheren Erklärung. Damit soll aber nun nicht gesagt sein, daß der Weg der züchterischen Verbesserung der einzige ist, der uns zu weiteren Erfolgen führt. Ungeahntes läßt sich noch erreichen durch weitere Fortschrittsarbeit auf dem Gebiete neuzeitlicher Düngung, Bodenbearbeitung, Schädlingsbekämpfung u. a. m.

Während auf den bisher skizzierten Wegen vieles durch Züchtungs- und Kulturmaßnahmen erreicht wird, dürfte es von Interesse sein, einmal der Möglichkeit nachzugehen, ob nicht eine Verdoppelung der Erträge durch Verkürzung der jetzt noch erforderlichen Vegetationszeit denkbar wäre. Geseht den Fall, man erreichte durch irgendwelche Maßnahmen eine Verkürzung der Wachstumsdauer um die Hälfte, dann würde man das Feld bedeutend früher frei bekommen, und wäre in der Lage, im selben Jahre eine weitere Frucht anzubauen. Man würde so das gesteckte Ziel durch Verdoppelung der von der Flächeneinheit zu erlangenden Zahl der Ernten erreichen. Die bisher in dieser Richtung durch Schaffung frühreifer Sorten gemachten Ansätze sind zwar sehr beachtlich, doch ist auf diesem Wege wohl nicht mehr allzuviel zu erreichen. Mit chemischen Mitteln eine Erntebeschleunigung zu erzielen, ist bisher bei Kartoffeln und Holzgewächsen durch Anwendung von Schwefelzinnatrium oder Chloräthyl gelungen. Interessant und möglicherweise von großer Tragweite sind nun vor kurzem veröffentlichte Versuche eines russischen Forschers, der feststellen konnte, daß man es bei bestimmten Kulturpflanzen in der Hand hat, durch Keimung des Saatgutes bei tiefer Temperatur die

Wachstumszeit der sich aus ihm entwickelten Pflanzen um die Hälfte zu verkürzen. So begann z. B. in einem Versuch eine ausländische Haferform, welche bei 0 Grad gekeimt hatte, schon am 31. Tage mit der Keimungsbildung, nach der Keimung bei + 6,5 Grad C erst am 10. Tage, bei + 17 Grad C am 67. Tage, und nach der Keimung bei + 26 Grad C am 80. Tage. Somit verkürzte die Gerabfehlung der Keimungstemperatur die Periode von der Keimung bis zur Keimungsbildung um mehr als das Doppelte. Ähnliche Verhältnisse liegen bei einer bestimmten Weizenart vor. Bei dieser vergehen bis zur Bildung von Blütenknospen bei Keimung der Samen bei 0 Grad C 22 Tage, bei 5 Grad C 29 Tage und bei 16 Grad oder 28 Grad C 50 Tage. Merkwürdigerweise gibt es aber unter den Sorten derselben Weizenart, an der ein so starker Effekt der Kältekeimung beobachtet wurde, solche, auf die die Temperatur bei der Keimung keinen Einfluß ausübt. Auch die meisten untersuchten Sommerformen von Gerste, Weizen, Hafer ändern die Dauer ihrer Vegetationsperiode unter dem Einfluß der Keimungstemperatur nicht. Wenn sich demnach auch die erwähnten Befunde nicht verallgemeinern lassen und auch abgesehen von den wegen der kürzeren Wachstumszeit vielleicht geringeren Erträgen die praktische Durchführbarkeit derartiger Maßnahmen zur Zeit noch fraglich ist, so erscheint doch der Beweis erbracht, daß gelegentlich auf dem merkwürdigsten Wege scheinbar unbegrenzte Möglichkeiten geschaffen werden können.

## Das Märchen vom „Fluch des Pharao“

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Georg Steindorff, Direktor des Ägyptologischen Instituts der Universität Leipzig

Immer wieder tauchen aufregende Meldungen über neue Wirkungen jenes sagenhaften Fluches auf, der angeblich alle mit dem Tode bedroht, die mit der Öffnung des berühmten Tutanchamon-Grabes etwas zu tun haben. Die nachstehenden Ausführungen Prof. Steindorffs dürften deshalb das besondere Interesse unserer Leser finden — namentlich seine Feststellung, daß der „berühmte“ Fluch überhaupt niemals ausgesprochen worden ist.

Durch die Presse des In- und Auslandes wurde unlängst die Nachricht verbreitet, daß vor kurzem in London ein in der englischen Gesellschaft bekannter Aristokrat, der 75jährige Lord Westbury, durch einen Sturz aus dem Fenster Selbstmord begangen habe. Er sei nunmehr das 20. Opfer, das dem Fluche des Tutanchamon anheimgefallen sei. Seine Vorgänger seien sein Neffe, der junge Lord Westbury, und ein Mr. Carter gewesen. Ersterer habe als Sekretär Howard Carters, des glücklichen Entdeckers des Tutanchamon-Grabes, an den Ausgrabungsarbeiten teilgenommen und sei im November 1929 in einem Londoner Klub tot aufgefunden worden; letzterer, der Entdecker des Grabes selbst, sei in Amerika bei einem Automobilunfall tödlich verunglückt. Die englische Presse gibt sich Mühe, auch noch die Namen aller anderen Persönlichkeiten anzuführen, die der Fluch des Pharao erreicht haben soll.

Da solche Ammenmärchen auch bei uns in Deutschland vielfach Glauben gefunden haben und an mich oft die Frage gerichtet worden ist, was es denn mit dem Fluche für eine Bewandnis habe, und ob auch ich nicht in der beständigen Furcht lebe, eines schönen Tages von ihm betroffen zu werden, möchte ich einmal kurz die wahren Tatsachen und Ereignisse beleuchten. Was zunächst die drei in der letzten Zeit genannten Personen betrifft, so sind mir die beiden Lords Westbury, Onkel und Neffe, unbekannt. Ich weiß nur so viel, daß keiner von beiden unmittelbar irgendwas mit der Entdeckung des Grabes und der später erfolgten Öffnung der Mumie des ägyptischen Königs zu tun gehabt hat. Auch der in Amerika verunglückte Herr Carter hat mit dem Entdecker des Grabes nichts als den in England ziemlich häufigen Namen gemein. Howard Carter selbst erfreut sich der besten

man die andere, so wird das Seitenfeuer nach rechts oder nach links umgelegt.

In weiterer Durchbildung dieses Erfolges und in Verbindung mit dem Fernsehen lassen sich sehr gut Einrichtungen denken, mit deren Hilfe man das Flugzeug auf seinem ganzen Wege verfolgt und lenkt, ohne daß es mit einem Führer besetzt zu sein braucht.

Die größte Bedeutung der Fernwirkung dürfte jedoch in der elektrischen Kraftübertragung liegen, also in einer Übertragung großer Mengen elektrischer Kraft ohne jede Leitung. Auch nach dieser Richtung hin hat man bereits Erfolge erzielt. Es ist gelungen, soviel Kraft von einer Kraftquelle auf ziemliche Entfernung drahtlos fortzuführen, daß sie ausreicht, um im Inneren eines Glasbolzens, wo sie gesammelt wurde, Metalle zu schmelzen. Das ist ein Erfolg, der zu neuen Taten ermuntert. Vielleicht wird es nicht mehr allzu lange dauern, und wir übertragen immer größere, zuletzt aber gewaltige Kräfte auf ganz erhebliche Strecken. Dann werden die unermesslichen Energien entlegener Gegenden unserer Erde der Menschheit im weitesten Umfange zugute kommen. Die Entwicklung pflegt ja jetzt — ein Kennzeichen unseres technischen Zeitalters! — oft sehr rasch fortzuschreiten. Das Gebiet der Fernwirkungen ist nach den mannigfachen Richtungen glücklich erschlossen. Man darf seinem weiteren Ausbau mit berechtigter Erwartung entgegensehen.

Gesundheit und ist in diesem Winter damit beschäftigt, die letzten Stücke des großen Grabfundes in Ordnung zu bringen und für ihre Überführung in das Museum von Kairo Sorge zu tragen.

Von den etwa zwei Duzend Gelehrten und Beamten, die an der Ausgrabung beteiligt und bei der Eröffnung des Pharaonengrabes zugegen gewesen sind, und die sich später um die Bergung und Erhaltung des wunderbaren Grabhortes bemüht haben, sind allerdings zwei dem Tode anheimgefallen: der englische Kunstliebhaber Lord Carnarvon und der englische Ägyptologe Mace. Carnarvon hatte seit Jahren reiche Geldmittel für archäologische Forschungen in Theben hergegeben; er war auch außer Carter der erste Sterbliche, der nach Tausenden von Jahren am 26. November 1922 die unterirdische Gruft wieder betrat. Schon damals war er ein körperlich schwer leidender Mann; wenige Monate später, im März 1923, wurde er (ein unglücklicher Zufall) von einem giftigen Moskito gestochen; Blutvergiftung trat ein, und nach wochenlangem Leiden starb er in den ersten Apriltagen. Auch Mace erkrankte sich seiner kernhaften Gesundheit; er war mir seit mehr als zwei Jahrzehnten befreundet, und ich wußte immer, daß der zarte, etwas nervöse Mann sehr schonungsbedürftig sei. 1922 gehörte er zum Stabe der Expedition des New-Yorker Metropolitan-Museums, das auf dem Westufer von Theben Ausgrabungen veranstaltete, und wurde sofort nach der Entdeckung des Tutanchamon-Grabes zu dessen wissenschaftlicher Erforschung hinzugezogen. Er hat auch später, zusammen mit Carter, den ersten Band der Veröffentlichung des Grabfundes herausgegeben. Auf die Dauer hielt sein schwacher Körper die Strapazen auf dem Grabungsfelde nicht aus; er übernahm in New York den ruhigeren Museumsdienst und ist dort 1928 gestorben; 6 Jahre, nachdem die Königsgruft erschlossen war, 6 Jahre hatte der angebliche Fluch des Pharao geruht, ehe er sich an Mace erfüllte.

Alle übrigen Mitarbeiter Carters und dieser selbst sind noch am Leben, auch alle diejenigen, die im Winter 1925 bis 1926 die Königsgrube geöffnet und im November 1926 die Mumie untersucht haben. Freilich ist es nicht ausgeschlossen, daß auch einer von ihnen dem menschlichen Schicksal anheimfällt, vom Tode dahingerafft wird, und der „Fluch des Pharao“ auch ihn erreicht!

Dieser Fluch soll aber sich nicht nur auf die Männer erstrecken, die unmittelbar an der Entdeckung des Grabes und der Bergung seiner Schätze beteiligt gewesen sind, nein, auch alle diejenigen sollen von ihm betroffen werden, die irgendwie mit der Königsgrube und ihrem Inhalt in Verbindung gekommen sind. Viele zehntausende Besucher haben während der letzten Jahre Einlaß in das Felsengrab gefunden und haben eifrigst die Stätte betreten, an der noch heute der königliche Reichtum ruht. Hunderttausende sind in das Museum von Kairo gepilgert und haben die kostbaren Schätze, mit denen Tutanchamon beigesetzt war, bewundert. Gewiß mag auch von diesen Besuchern, Männern und Frauen, Gelehrten und Laien, mancher bereits gestorben sein. Aber hat das irgend etwas mit einem Fluche des Pharao zu tun? Wer mag wohl glauben, daß nach Tausenden von Jahren geheimnisvolle Kräfte am Werke sind, die demjenigen Verderben bringen, den einstmals der ägyptische König verflucht hat? Nun ist aber vor allen Dingen festzustellen, daß ein solcher Fluch des Pharao überhaupt nicht existiert. Das Grab enthält keine Inschrift, durch die derjenige mit dem Tode bedroht wird, der etwa die Grabesruhe des toten Königs stören oder sich an seinen Schätzen vergreifen sollte. Auch sonst wissen wir von derartigen Verfluchungen nichts. In Inschriften aus der Pyramidenzeit heißt es wohl gelegentlich, daß mit demjenigen, der unbefugt das Grab betreten oder einen Stein oder einen Ziegel von ihm wegnimmt, sollte, der „große Gott“ d. h. der Totengott Osiris im Jenseits Gericht halten werde. Aber weiter geht kein ägyptischer Text, kein Fluch der angebotenen Art ist je von einem Ägypter ausgesprochen worden. Wohl werden die Sinterliebenden aufgefordert, dem Toten Opfer darzubringen, oder es wird gesagt, daß, wer am Grabe vorbeigeht, ein Gebet für das Seelenheil des Toten sprechen möge; aber niemals werden Geister beschworen, die einen Grabhändler dem Tode überantworten sollen. All das, was neuerdings hierüber gesagt wird, ist leeres Geschwätz und hat weder in dem ägyptischen Totenglauben noch in den Ereignissen, die der Entdeckung des Tutanchamon-Grabes folgten, irgendwelche Begründung; hoffentlich hört man auf, solchen „okkultistischen“ Reden Glauben beizumessen und, wenn einmal wieder einer der Entdecker und Bearbeiter des Tutanchamon-Grabes sterben sollte, diesen Tod dem Wirken des königlichen Fluches zuzuschreiben.

## Literarische Neuerscheinung

Krehan: Von der Erde zum Marsanmars. (Belegt bei Dietrich Reimer, Berlin.) — Ein temperamentvoller Journalist, ein von keinerlei Vorurteilen befangener Künstler ist unser Führer. Bei ihm im Wagen sitzt seine lustige Frau. Beide teilen sich redlich in die Fahrarbeit und in das Erspähen von amüsanten Momenten: Mit auf vielen Reisen geschützten Augen und sicher treffender Kamera ist eine farbige Reihe von Ereignissen jenseits erfasst und dargestellt worden. So erleben wir ein Epitaphentournee in Orange, eine Prozession in Tarragona, einen Eierkampf, einen Hummel durch die Hasenlabaretts und andere merkwürdige und komische Dinge, die lebendig erzählt, in originellen Bildern festgehalten werden. Dem von allem Postkartenmäßigen illustrierten sie Menschen und Gegenden, die der Autor auf seiner programmlosen Fahrt kennen lernte.

plötzlich ein. Oder es kommt Nebel, der vielleicht die größte Gefahr für die Schifffahrt darstellt. Die Bojen erstrecken sich manchmal viele Kilometer weit in die See hinaus. Es kann im Hafen hell, draußen aber bereits neblig sein, ohne daß man dies an Land weiß. Die Bojen bleiben unangezündet. Die Einsicht wird zur Gefahr. Hier hilft die Fernwirkung. Man hat bereits zahlreiche Bojen mit Photo-Zellen ausgestattet, die ganz selbsttätig die Lichter einschalten, sobald die Dunkelheit an der betreffenden Boje einen bestimmten Grad erreicht. Ähnliche Einrichtungen wurden für die Flughäfen geschaffen. Hier erfolgt die Fernwirkung und Fernzündung der Leuchtfeuer unter Verwendung des Mikrophons. Das Surren der Propeller wird, sobald sich das Flugzeug bis auf eine bestimmte Entfernung genähert hat, wirksam. Es beeinflusst das Mikrophon. Die elektrischen Ströme, die es durchfließen, werden derart verändert, daß sie alle in Betracht kommenden Signale entzünden.

Auch das Lenken von Flugzeugen mit Hilfe von Fernwirkung ist bereits, ebenso wie das von Schiffen, durchgeführt worden. Dabei werden die mechanischen Wirkungen durch Ausstrahlen elektrischer Wellen erzielt. Man stattet die Flugzeuge mit Empfängern für derartige Wellen aus, wobei jeder Empfänger auf eine andere Wellenlänge anspricht. Sendet man die eine Welle, so wird das Höhenfeuer gestellt, sendet